

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 96 (1970)
Heft: 48

Rubrik: Spott-Revue

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

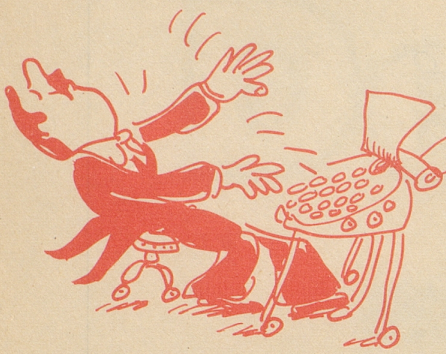
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



SPOT-REVUE

von Max Rüeger

Bomben für Bomber

Wir dürfen erleichtert aufatmen: die farbige Stewardess Jennifer Hoston, 22, von der westindischen Insel Grenada, gewann in London die Wahl zur Miß World 1970.

Hektisches Getue, fieberhafte Spannung hatten die entscheidenden Tage und Stunden in der ehrwürdigen «Royal Albert Hall» bestimmt, helvetische Hoffnungen wurden schließlich enttäuscht, indem unsere Vertreterin, die ehemalige Sportlehrerin Silvia Weißer, trotz optimistischer Hochrechnungen von Wettbüros, nach den Gängen über den Laufsteg unter «ferner trippelten» figurierte.

Geradezu entgeistert aber nimmt man zur Kenntnis, daß die Election der Schönsten von insgesamt 61 Schönen nicht in Minne verlief, sondern durch finstere Protestierer mehrfach ernstlich gefährdet war.

Genauer: empörte Gegnerinnen der Veranstaltung hatten wenige Stunden vor der abendlichen Gala eine Bombe unter einem Reportagewagen der BBC explodieren lassen – und die Show selbst wurde durch Stink- und Rauchbomben derart getrübt, daß der Präsentator, Bob Hope, tränenerstickt und hustend die Bühne für längere Zeit verließ.

Bitte: ich habe keineswegs die Absicht, hier nun ein vehementes Votum zugunsten von Miß-Wahlen abzugeben. Ich halte an sich jede Ansammlung von hübschen Mädchen für betrachtenswert – ob da zusätzlich irgendeine Dame Blumen, Schärpe, Titel, Check erhält, bleibt ja nebensächlich. Miß-Wahlen sind sicher unnötig – aber ebenso sicher sind sie untaugliches, ja geradezu lächerliches Objekt für Bombenproteste.

Nicht ohne Schmunzeln sei auf den Umstand hingewiesen, daß es vor allem militante Lebewesen weiblichen Geschlechtes waren, welche die Zündschnüre entflamten. Die Argumente der wüργewaltigen Damen sind bekannt: sie verabscheuen «die Zurschaustellung weiblicher Reize», die Frau wird als «gleichberechtigtes Mitglied der Gesellschaft erniedrigt», man füge drei Teelöffel Ideologie bei, wonach es als Perversion zu gelten hat, daß Männer unter einigen attraktiven Beauties die attraktivste bestimmen, nichts gegen Herumliegen in den Kommunen, aber alles gegen Herumstehen auf einer Bühne.

Wirklich: die Probleme möchte ich haben! Ich möchte die Zeit aufbringen können, mich über derartige Nebensächlichkeiten aufzuregen.

Da treffen sich also erwachsene Leute, womöglich zu nachtschlafener Stunde, heimlich in baufälligen Altbwohnungen, diskutieren das Vorgehen, arbeiten Pläne aus, beschaffen sich Feuerwerk und legen es

dem Establishment unter die Sitzreihen.

Ach Gott, wie jammervoll ist das alles, wie spießbürgerlich, sich einiger – im übrigen züchtig verdeckter – Busen wegen in die Brust zu werfen und sich zu benehmen als Vorkämpfer einer Ordnung, die solchen Firlefanz verdammt.

Eigenartig, daß diese Protestierenden beim Anblick von hübschen Proportionen die Proportionen verlieren.

Was heißt schon verlieren.

Erst einmal haben müßte man sie.

Haareszeiten

Eigentlich, so sollte man meinen, hat man sich daran gewöhnt. Eigentlich, so müßte man hoffen dürfen, sind sie kein Thema mehr, ausgenommen für Korpskommandanten natürlich.

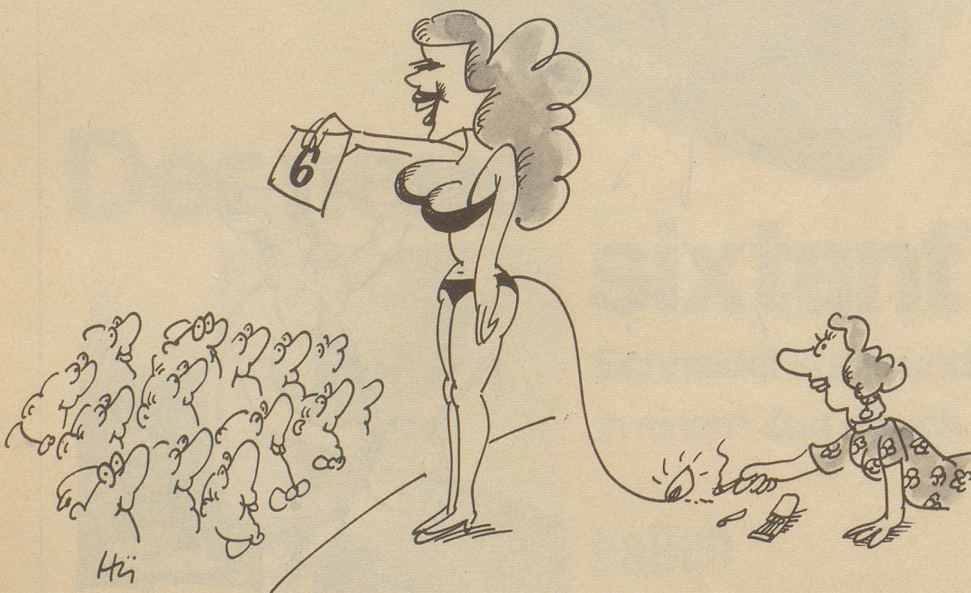
Sie kombinieren messerscharf und richtig: ich spreche von Haaren, die nur höchst selten unters scharfe Messer kommen. Von langen Haaren also, von Beat-Mähnen, von Wunder-Pilzen – das Synonym-Vokabular ist unerschöpflich.

Wallende, überquellende Männer-Frisuren – sie sind für mich längst zur Selbstverständlichkeit geworden. Ich habe zwar, nicht ohne Wehmut, zur Kenntnis genommen, daß ich um einige Jährchen zu betagt und um einige Kilogramme zu füllig bin, um auf die Länge in Sachen Haarlänge modisch Schritt halten zu können. Ich rang mich zum Mittelmaß durch. Aber ansonsten jagt's mich wegen Locken nicht mehr aus den Socken, auf dem einen Kopf gefällt's mir, auf einem andern vielleicht nicht. Man sah – und sieht täglich – häßliche Damenfrisuren, wieso dürfen nicht auch Männer scheußliche Coiffuren tragen, soviel zum Thema Gleichberechtigung, und, wie gesagt, eigentlich sollte man nicht mehr darüber reden müssen.

Nun hat sich aber in den gängigen Sprachgebrauch ein Adjektiv eingeschlichen, das ursprünglich rein deskriptive Bedeutung besaß, wie beispielsweise «gelb», «rund», «hart». Das Adjektiv heißt «langhaarig», und es beschrieb einmal die Tatsache, daß jemand oder etwas eben lange Haare trug.

Mittlerweile ist da jedoch eine Veränderung zu vermerken, die mir ganz und gar nicht gefallen will; «langhaarig» wird als Negativum auch dort verwendet, wo nicht der geringste Anlaß zum Gebrauch besteht, weil jeglicher Zusammenhang fehlt.

Beispiel: In einer Filmkritik wird





nicht mitgeteilt, der «Cinéast XY» habe das Werk hergestellt, sondern eben der «langhaarige Cinéast», und der nachfolgende Verriß impliziert rückwirkend, daß von einem «langhaarigen» Regisseur wohl nichts Besseres erwartet werden könne.

Anderes Beispiel: ein Gerichtsbe-richterstatte notiert bei einem Prozeß gegen den Dienstverweigerer Z. genüßlich, der «langhaarige Angeklagte» habe schon in der Rekrutenschule Schwierigkeiten gemacht.

Die Denkweise, der solche Schreibe entspringt, ist fatal, im tiefsten Grunde intolerant und ungerecht. Die Position einer – an sich statt-haften – Ablehnung wird wohl-überlegt und unüberlegt zugleich verdeutlicht, indem die selbstver-ständliche Verbindung hergestellt wird zwischen Tat, Tatsache, Lei-stung einerseits – und Frisur zum andern. Und zwar immer im nega-tiven Sinne. Genau die gleichen Schreiber vermeiden es nämlich konsequent, männliche Locken-pracht zu erwähnen, wenn sie über Gelungenes zu reportieren haben.

Meister der Kritik

Hier sollen – für ein breiteres Publikum – Autoren zu Worte kommen, deren Arbeiten ansonsten nur einem kleinen Leserkreis zugänglich wären. Heute zitieren wir H. B. aus dem «Anzeiger von Uster».

«Mit dem Engagement der beiden Solistinnen Rita Müller und Heidi Heß sowie der St.Galler Bühne und dem Beizug zusätzlicher Alphornbläser und Fahnen-schwinger, hat das Jodel-doppelquartett Uster am vergangen-en Samstag seinen zahlrei-chen Freunden im «Stadthof» gehaltvolle und vergnügliche Stunden bereitet. Das Publikum andererseits zeigte während den Vorträgen und Darbie-tungen eine bemerkens-wert gute Haltung. Die Herren unterließen mit verschwindenden Ausnahmen das die Stimmorgane der Sänger nachteilig beeinflussende Rauchen, und die Damen beschränkten ihr sonstige lebhaftes Tischgespräch auf eine den Konzertbetrieb kaum irgendwie störende Lautstärke. So konnte man, durch kei-nerlei Begleitumstände beeinträchtigt, den Wohlklang der Jodel-lieder und Musikeinlagen des Orchesters «Heirassa» auf sich ein-wirken lassen und die stimm-ungerweckenden Klangbilder zum melodiösen Geschehen in der Natur – in diese Richtung weist ja die mundartliche Singkultur – in Beziehung bringen.»

Da liest man dann einfach, «drei-ßig Jugendliche» hätten an einem Samstag bei zweihundert alten Leu-ten die Fensterläden gewaschen und lackiert. Natürlich, da paßt «langhaarig» gar nicht ins gewünsch-te Bild.

Und – noch weiterreichende Folge-rung: wenn ein Trunkenbold eine Beiz zusammenschlägt, tippen sie doch wohl nie Formulierungen wie «Rowdie mit dem Bürstenschnitt» oder «Lärmbruder mit Glatze» in die Maschinen.

Warum denn nicht? Weshalb er-lahmt da plötzlich das vordem so eifrig bekundete Interesse für die Haartracht?

Man mag diesen adjektivischen Un-fug Nachlässigkeit, Unvermögen, Oberflächlichkeit nennen. Das trifft in einigen Fällen vielleicht auch zu.

Viel eher aber glaube ich hier die Perfidie der Verallgemeinerung vor-zufinden. Und unvermittelt stellt man fest, daß man sich selber widersprochen hat, denn, so jämmer-lich, so kleinkariert und engstirnig das auch immer scheinen mag: lan-ge Haare sind ein Thema.

Auch kurze übrigens. Denn da wäre noch die Aktion der 17jährigen Schülerin Gudrun Meyer-Jürshof zu erwähnen. Sie wollte die Tole-ranz ihrer deutschen Landsleute testen, ließ sich den Kopf kahl scheren und spazierte so durch die Straßen der Bischofsstadt Pader-born. Verbürgte Zurufe, die Gud-run während ihres Bummels zu hö-ren bekam: «Aufgehängt gehört die», «So eine habe ich auch im Puff gesehen» – «Bei Adolf hat's das nicht gegeben».

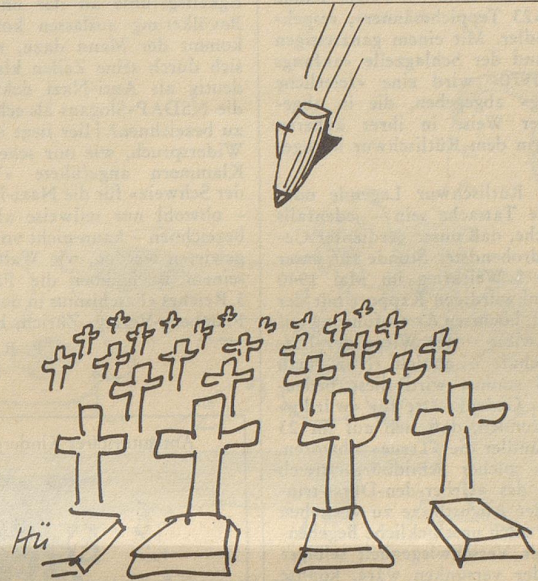
Nun, Paderborn ist nicht Deutsch-land, und Deutschland ist nicht die Schweiz.

Aber auch bei uns machen Friseure Frisuren – und Frisuren offenbar vielerorts Menschen. Und auch bei uns sind langhaarige Menschen für allzu-viele Leute noch üble Sub-jekte.

Kleiner, tröstlicher Schlußpunkt: eine große Winterthurer Maschin-enfabrik warb – außerordentlich erfolgreich – mit folgendem Inseraten-Text um Lehrlinge:

«Uns sind lange Haare lieber als eine lange Leitung.»

Der Slogan ist gut. Schlecht bleibt nur, daß er überhaupt erfunden werden mußte.



Bericht von sämtlichen Kriegsschauplätzen

Es schießen die einen,
es schießen die andern.
Die andern sagen,
die einen hätten zuerst,
und ihre Schüsse wären nur
die Antwort gewesen.
Aber die einen melden ebenso,
daß die andern vorher geschossen haben.
Somit antworteten die einen
auf die Schüsse der andern –
antworteten die andern
auf die Schüsse der einen.
Und wir haben
Antworten über Antworten.
Die einen antworten den andern,
die andern antworten den einen.
Aber vor lauter Antworten
finden weder
die einen
noch die andern
Zeit,
auch nur eine einzige Frage zu lösen.